

Ludwig M. Eichinger (Mannheim, Deutschland)

Grammatik, Lexik, Korpuslinguistik – und die Ahnen

Die Aufgabe

Um drei Punkte sollte es auf dem sprachwissenschaftlichen Podium des IVG-Kongresses in Shanghai gehen zum Ersten sollte geklärt werden, ob mit der derzeitigen Diversifikation der Linguistik in text-, diskurs-, medien- und kulturwissenschaftlichen Bereiche hinein eine Vernachlässigung des professionellen Kerns des Faches verbunden, ja ob damit ein Paradigmenwechsel in unserer Wissenschaft eingeleitet oder gar schon vollzogen sei zum Zweiten sollte man sich überlegen, ob und in welcher Weise ein Bezug auf die (großen) Ahnen der deutschen Sprachwissenschaft von Nutzen sein könnte. Und zum Dritten sollte gezeigt werden, was das für bestimmte Teilbereiche des Faches oder auch für bestimmte theoretisch-methodische Aspekte heißen könnte. Das sollen hier Grammatik und Lexik als Kernbereiche des Faches sowie die Korpuslinguistik als eine erst heute mögliche Variante empirischer germanistisch-linguistischer Forschung sein.

Korpuslinguistik

Vielleicht fange ich mit der Korpuslinguistik an. Sie scheint mir gut als Beispiel dafür dienen zu können, warum ich nicht so recht daran glaube, dass das Modell eines Paradigmenwechsels die heutige Entwicklung in der germanistischen Linguistik (oder Deutschen Sprachwissenschaft – und die heutige Quasi-Synonymie der beiden Benennungen kann man auch als Symbol des vergeblichen Glaubens an einen Paradigmenwechsel lesen) angemessen beschreibt. Allenfalls mit Ludwik Flecks Ideen vom Wandel von Denkstilen könnte ich sympathisieren, die ja vom Wechsel der Attraktionszentren, aber nicht so sehr von der gänzlichen Ablösung einer wissenschaftlichen Welt sprechen.

Dass die Bedeutung von Korpuslinguistik gewachsen ist, hat, könnte man sagen, damit zu tun, dass es sie gibt. Man kann bestimmte Forschungen erst anstellen – manchmal auch bestimmte Fragen vielleicht erst denken –, wenn man das Untersuchungsobjekt in analysierbarer Form zur Verfügung hat. Es muss nicht nur elektronische Korpora in hinreichender Größe und Diversifikation geben. Sie

müssen darüber hinaus für die – wenn man so will: alltägliche – Forschung verfügbar sein. Das heißt Verschiedenes: Sie müssen technisch und rechtlich nutzbar aufbereitet sein. Damit braucht es dazu zunächst auch entsprechend handhabbare Analysewerkzeuge. Daneben muss die elektronische Hardware, die uns allen zur Verfügung steht, die Verarbeitung solcher Datenmengen und die Anwendung solcher Werkzeuge ermöglichen. All diese Dinge haben nun in letzter Zeit und beschleunigt in den letzten Jahren eine Entwicklung genommen, die nunmehr korpuslinguistisches Arbeiten als eine unverzichtbare Option empirischen Arbeitens erscheinen lässt. Man kann diesen Prozess geradezu in Bewegung beobachten, da dieser Tatbestand und diese Entwicklungen mehr und mehr nicht mehr nur für geschriebene Sprache und dann auch für gesprochene Sprache gelten. Vielmehr kann man jetzt das sprachliche Geschehen eingebettet in die ‚videografierte‘ Interaktion präsentieren, und das alles in verschiedenen Sprachen und Varietäten. Irgendwie die andere Seite derselben Entwicklung ist es, wenn es nun auch darum geht, besonders die ohnehin schon medial-elektronisch vorliegenden Interaktionen in den IT-basierten Medien ins wissenschaftliche Auge zu fassen.

Theoretisch hat das drei Konsequenzen:

- Die unmittelbarste ist natürlich Folge des qualitativ neuartigen Zugangs zu empirischen Daten. Er ermöglicht Untersuchungen und regt Fragestellungen an, die anders nicht so recht umzusetzen und anzugehen gewesen wären. Aber eigentlich ist so etwas in den fachinternen Diskursen vorgesehen. Dass dabei jene theoretischen Positionen und Forschungsrichtungen ‚gewinnen‘, die an eine Art System des Gebrauchs glauben, ist wahr und gehört zu den normalen Regeln des wissenschaftlichen Spiels. Gebrauchsbasierte Konzepte gewinnen gegenüber eher deduktiven Ansätzen an Bedeutung – wenn man so will: mehr Wittgenstein und weniger de Saussure.
- Für den ‚gemeinen Linguisten‘ ist die zweite mögliche Option wesentlich irritierender. Man kann jetzt bei den ganz großen Datenmengen (*big data* auf Linguistisch) alle denkbaren Korrelationen und die Bedingungen ihres Auftretens errechnen und statistisch bewerten lassen – und sich dann als Linguist mit diesen Ergebnissen auseinandersetzen. Vermutlich würde sich zumindest Gottfried Wilhelm Leibniz darüber als eine Art Infinitesimalgrammatik freuen (den man in diesem Kontext in China auf jeden Fall erwähnen sollte). In anderer Weise Otto Behaghel, ein Mann der eigenwilligen Ideen („Stellungsgesetze“), der über Notwendigkeit und Nutzen möglichst großer Datenmengen für die Grammatikografie nachdenkt und ihr Fehlen bei den syntaktischen Kollegen von Anfang an bemängelt.

- Zum Dritten gibt es einen solch irritierenden Effekt auch in andere Richtung: Mit der multimodalen Untersuchung von Interaktion ist die sprachliche Modalität lediglich eine – vielleicht die wichtigste, weil digitalste – Spur in einer Partitur interaktionaler Aktivitäten, wenn man so will, ein vom sprachlichen Kopf auf die Beine gestellter Karl Bühler (dem allerdings sicherlich Robert Brandom mit der Notwendigkeit des „making it explicit“ gegen diese völlige Drehung zur Seite stehen würde).

Grammatik und Lexik

Dass diese Veränderungen gerade auch Grammatik und Lexik betreffen, ist offenkundig. Alles, was man dazu sagt, steht unter einer für den germanistischen Linguisten sehr erfreulichen Voraussetzung: Beim Deutschen haben wir es mit einer grammatisch wie lexikografisch intensiv beschriebenen Sprache zu tun.

Das hat für die Grammatik zur Folge, dass man auf dieser soliden Basis grammatischer Beschreibung – für die man mancherlei Tradition seit dem 18. Jahrhundert namhaft machen könnte (um die Gottscheds und Adelungs nicht zu vergessen, aber dann vor allem Beschreibungen wie Hermann Pauls Grammatik und die schon erwähnte Syntax Otto Behaghels) – nun Dinge klären kann, die aufgrund der in neuem Maße möglichen Gebrauchsorientierung, und e. g. aufgrund daraus folgender Erkenntnisse zu Übergangsphänomenen zwischen Lexikon und Syntax, untersuchbar werden (etwa die Bedeutung eines übergreifenden Konzepts von „Verknüpfung“ als einer zentralen Strukturierungsebene). Man könnte auch sagen, dass in dem genauen „Monitoring“ von Entwicklungen und von Variation, das jetzt aufgrund unserer technischen Möglichkeiten vorgenommen werden kann, das ‚Historizitäts‘-Postulat Hermann Pauls eine neue Lesart gewinnt. Wo man so mehr Übersicht im Ganzen und detaillierte Kenntnis im Einzelnen gewinnen kann, spielen nun auch Charakteristik und typologischer Ort des Deutschen verstärkt eine Rolle. Es ist sicher nützlich, sich dazu Wilhelm von Humboldts Überlegungen (die als „Verschiedenheitsüberlegungen“ zu lesen zweifellos kurz-sichtig ist) und die entsprechenden praktischen Umsetzungen (e. g. durch Georg von der Gabelentz) vor Augen zu führen.

In mancherlei Hinsicht gilt das gerade Gesagte für die Erforschung der Lexik in analoger Weise. Wir können, um es so verkürzt wie möglich zu sagen, das Vorkommen und die Verwendungen von Wörtern in neuer Breite und Tiefe beobachten. Und auch das hat die angesprochenen „gebrauchsbasierten“ Folgen. Der diffizile Zusammenhang von syntaktischen und lexikalischen Steuerungsmechanismen und gerade auch die Bedeutung auf dieser Basis funktionierender Muster sind so als zentrale Option sprachlicher Selbstorganisation in den Blick geraten.

Wenn man das von Seiten der Lexikografie betrachtet, steckt in der Wende zu elektronischen Zeiten eine Herausforderung, die allerdings die Option in sich birgt, jetzt manches von dem machen zu können, was man sich immer schon gewünscht hat. Das hat seinen Kern in der Vernetzbarkeit der Daten und ihrer Präsentation in der neuen Welt lexikografischer Informationssysteme. Unter diesen Voraussetzungen ist der Bezug auf die Klassiker irgendwie abstrakter, damit aber auch grundsätzlicher. Vielleicht ist es die Aufforderung zu genauer, empiriebasierter Arbeit, die man aus den Leistungen unserer großen Lexikografen ableiten kann – aber eben nicht sie allein. Sowohl Adelung wie Jacob und Wilhelm Grimm, um zwei der Großen in der Lexikografie des Deutschen zu nennen, haben ihre Art von Wörterbüchern erfunden. Das sollte man auch wagen. Und so geht es darum, unter den obwaltenden Umständen unserer elektronisch vernetzten Welt das passende Konzept von Lexikografie zu entwickeln (und zu verwirklichen).

Klassiker

Klassiker heißen zu Recht so, wenn sie uns in unterschiedlicher Fokussierung etwas zu bieten haben. Um Klassiker zu sein, muss man etwas Exemplarisches geleistet und damit auch etwas Überraschendes gedacht haben. Und im Hinblick darauf – ihr Denken, ihre Ergebnisse, ihre Haltung zur wissenschaftlichen Tätigkeit – können wir sie auch heute in verschiedener Weise nutzen. (Und am besten nicht, um belegen zu wollen, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe.)